

Beitrag von Jörg Michael Kastl

zur Interdisziplinären Tagung: Behinderung. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, am 7. und 8. Oktober 2019 (Universität Passau); Organisation: Susanne Hartwig, Universität Passau

Soziologie, Kulturwissenschaften, Behinderung - fünf Thesen

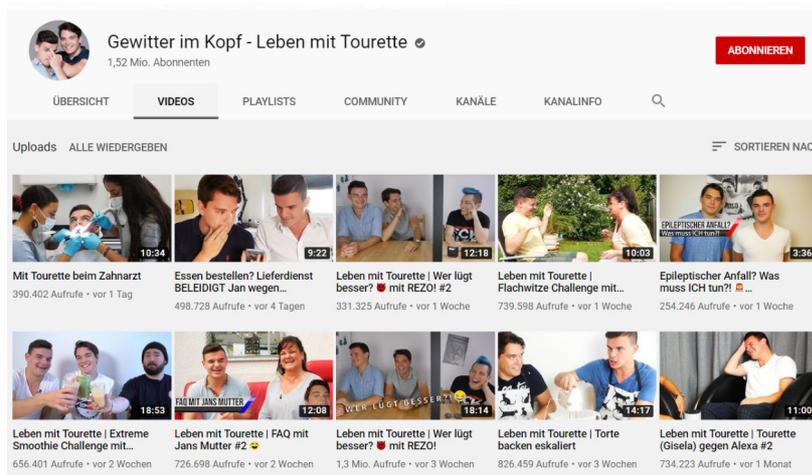
Einleitung: „Leben mit Tourette“ als kulturelle Praktik

1. Soziologie, Kulturwissenschaften und Disability Studies – Konkurrenz von Modellen oder pragmatische Arbeitsteilung?
2. Kulturbegriffe (Reckwitz) und Aspekte des Forschungsgegenstands „Behinderung“
3. Nicht-Reduzibilität von Praxis und Diskurs (-Theorien)
4. Arbeitsdefinitionen von Behinderung
5. „Doing /Dis-/Ability“ und die „Ontologie“ der Behinderung

Schluss: „Langweilig, derselbe zu sein“ (Foucault) – Disability Studies zwischen Identitätspolitik und Werturteilsfreiheit

Internetressource: <https://www.youtube.com/channel/UCh2Nc3OwjSwuXrUdFNXqFbQ>

Das Thema „Soziologie, Kulturwissenschaften und Behinderung“ klingt nach disziplinärer Pedanterie und fachlichen Demarkationslinien. Ich habe in meinem eigenen Interesse versucht einen Ausgleich zu schaffen, indem ich Frau Hartwig einen 2. Beitrag über „Behinderung und Komik“ in Aussicht gestellt habe. Vielleicht kennen Sie die Videos eines sehr erfolgreichen Youtube-Kanals „Gewitter im Kopf – Leben mit Tourette“ von Jan und Tim? Ich zeige Ihnen kurz 2-3 Ausschnitte. <Exorzismusstelle – Schlussinszenierung aus FAQ 3 - Schminken>.



Das Video könnte die Themen meiner beiden Beiträge verbinden. Hier wird einerseits immer wieder eine komische Seite von Behinderung dargestellt. Die Jungs inszenieren „Tourette“ als Konkretisierung von Henri Bergsons berühmter Formel des Komischen als Überformung eines lebendigen Prozesses durch ein Moment des Mechanischen und Automatischen. Sie sehen, dass das sofort entgegengesetzte Diskurse auf den Plan ruft, was nun wiederum einbezogen und seinerseits inszeniert wird. Alles in allem sind die Clips zugleich Beispiele für eine ästhetische Praxis des „Doing/Undoing Disability“. Ich werde immer mal kurz darauf zurückkommen. In der Kürze der Zeit kann ich ansonsten lediglich einige mäßig aufregende Thesen antippen. Der Handbuchartikel wird dann natürlich ausgewogener und abgeklärter daher kommen.

Die erste These lautet: *Eine strikte disziplinäre (inhaltliche, gegenstandsbezogene, theoretische oder method(olig)ische Abgrenzung zwischen Soziologie und Kulturwissenschaften ist nicht möglich – bei keinem Thema, und so auch nicht beim Thema Behinderung.*

Es gibt zwischen diesen Disziplinen allenfalls Formen pragmatischer Arbeitsteilung, die aber durchlässig sind und immer wieder gegenseitige Anregungen ermöglichen. Dasselbe gilt für das Verhältnis der sog. „Disability Studies“ *sowohl* zur Soziologie wie den Kulturwissenschaften. Es gibt kulturtheoretische Gesellschaftstheorien und gesellschaftstheoretische Kulturtheorien. Auf der Ebene der empirischen Gegenstände haben kulturwissenschaftliche Analysen in der Regel eine größere Sensibilität für a) materiale Aspekte des Gegenstandes „Kultur“, z.B. ästhetische, formale, sprachbezogene (philologische), genre-, medien-, textsortenspezifische Aspekte b) „regionale“, feld-/bereichsbezogene oder historische Spezialisierungen (z.B. in den Philologien, der Ethnologie, Kulturanthropologie, der Religionswissenschaften, Mediävistik, Ägyptologie usw.). Und darauf sind dann oft fachliche und disziplinäre Spezialisierungen bezogen. Aber das schließt soziologischer Aspekte nicht aus, sondern ein; und umgekehrt profitieren soziologische Untersuchungen von solchem Spezialwissen und müssen es ihrerseits aufgreifen, wenn sie Fragestellungen aufgreifen, die mit den erwähnten Spezialgebieten zu tun haben.

Noch grundlegender ist folgendes Argument: Soziologie ist bei all ihren Klassikern und Großtheorien *zugleich* als Kulturwissenschaft entworfen: egal, ob sie Durkheim, Weber, Parsons, den symbolischen Interaktionismus (Mead), Luhmann oder Bourdieu nehmen. Sie alle haben wiederum in die verschiedenen Kulturwissenschaften hinein gewirkt, aber zugleich von Kulturtheorien profitiert. Für ein enges Verhältnis unter Geschwistern spricht auch, dass es kaum einen sogenannten „Turn“ (Bachmann-Medick) gibt, der nicht Kulturwissenschaften und Soziologie gemeinsam erfasst hätte. Aus diesem Umstand folgt auch, dass eine eindeutige systematische, method(olog)ische Abgrenzung in Bezug auf den Forschungsgegenstand „Behinderung“ nicht möglich ist. Schon gar nicht, was natürlich elegant wäre, in der Zuordnung eines „sozialen Modells“ zur „Soziologie“ und eines „kulturellen Modells“ zu den Kulturwissenschaften. Ohnedies könnte man sich fragen, ob diese sich weniger als „Modelle“, sondern eher als identitätspolitische Projekte mit unterschiedlicher Akzentuierung entwerfen (zumindest in Waldschmidts tabellarischer Darstellung in Hermes/Rohrmann 2006 ist das so).

Zu These 2. Ein Vorschlag für eine kursorische Arbeitsversion der Bestimmung des kulturwissenschaftlichen bzw. kultursoziologisch akzentuierten Themas „Behinderung“ könnte so lauten: *Kulturwissenschaftliche bzw. kultursoziologische Zugänge zu Behinderung*

beschäftigen sich gemeinsam mit der theoretischen und empirischen Beschreibung und Analyse von Praktiken und Institutionen der ästhetischen und diskursiven Artikulation von Behinderung(erfahrungen) - einschließlich der dabei und darin wirksamen instituierten Bedeutungsmuster (Wissen(sordnungen), Dispositive, Semantiken), Texte, Artefakte, Medien, Genres und Techniken.

Kulturbegriffe (nach Reckwitz)	allgemein	Fragestellungen/Themen in Bezug auf „Behinderung“ (Beispiele)	Beispiele für Themen zu „Gewitter im Kopf“
bedeutungstheoretisch / wissenssoziologisch	Wissen, Diskurs, Bedeutungen, „Dispositive“	Wissensordnungen, Semantiken, Deutungen, Interpretationen von Behinderung generell → „Sayings“	Deutungsmuster zu „Tourette“ (Besessenheit vs. Humor vs. Gisela)
normativ	„cultura“ → auf Erhaltung angelegte, positiv bewertete „gepflegte Semantik“ oder „gepflegte Praxis“; „Kulturgüter“	Behinderung als Gegenstand „gepflegter Semantik“, z.B. im Rahmen bestimmter etablierter Genres, ästhetischer Praktiken, Formen, Medien	Inszenierungszwänge und – Logiken Behinderung im Format / Genre „You-Tube- (Internet)-Clip“
totalitätsorientiert, holistisch	Pluralität und Ganzheitlichkeit verschiedener Kulturen (regional, sprachlich, subkulturell, milieubezogen)	Behinderung in verschiedenen kulturellen Kontexten ((Sub-)Kulturen, Milieus, Sprachgemeinschaften)	Jugendkultur und Behinderung
differenzierungstheoretisch	Kultur als ausdifferenziertes Feld, Subsystem, gesellschaftlicher Teilbereich	Behinderung in institutionalisierten Sektoren der Kultur(produktion)	Internet, „You-Tube“, Behinderung
praxistheoretisch-performativ	ästhetische/diskursive Praktiken, Performanzen	Behinderung als performativ-praxeologische Praxis, z.B. spezifische Formen der (alltags-)ästhetischen und diskursiven Inszenierung/(De-)Konstruktion, (Interaktions-)Rituale (Collins), → „Doings“	Inszenierungs- und Authentizitätspraktiken; Doing Dis-/Ability im Netz

Man könnte z.B. an Andreas Reckwitz Typologie der Kulturbegriffe ansetzen (ohne andere mögliche auszuschließen). Nach Reckwitz lassen sich die Kulturbegriff unterscheiden, die Sie hier sehen: sinntheoretische, normative, differenzierungstheoretische, totalitätsorientierte / ich würde sagen: gestalttheoretische, sowie performativ-praxeologische Perspektiven auf das Phänomen „Kultur“. Am allgemeinsten und zugleich vom geläufigen Sprachgebrauch am entferntesten ist der sinntheoretische Kulturbegriff – Kultur als Inbegriff instituierten Bedeutungen bzw. Bedeutungsstrukturen, gleichbedeutend mit dem, was die Wissenssoziologie „Wissen“ nennt, was Diskurs und Diskursanalyse bei Foucault beinhaltet.

Reckwitz Typologie bildet geläufigere Begriffsverwendungen von „Kultur“ in dem Maße ab, wie seine Typen sich wechselseitig durchdringen, aufeinander abfärben, sich wechselseitig verschmutzen. Wenn etwa die Sinngenerierung nicht beiläufig erfolgt, sondern absichtlich, wenn Kommunikation auf die – Luhmannsch formuliert – Erzeugung „gepflegter Semantik“ oder

„Praxis“ angelegt ist – hier kommt der normative Aspekt ins Spiel – etwa als künstlerische, (alltags)ästhetische, literarische, mediale, (alltags)rituelle Handlung, und womöglich in einem eigens für die Sinnartikulation, -Erfahrung und -Produktion ausdifferenzierten gesellschaftlichen oder ästhetischen Zusammenhang (Theater, Medium, Vortrag, Genre, Kulturbetrieb) erfolgt. Ich habe in das Reckwitzsche Schema mal Beispiele für das Themenfeld Behinderung eingefügt – sie sehen, dass die meisten davon Themen betreffen, die denn auch in dem geplanten Handbuch auftauchen. Und ich habe versucht an unserem Beispiel des „YouTube-Kanals“ von Jan und Tim Ebenen/thematische Aspekte/Akzentuierungen des Kulturbegriffs aufzuzeigen. Darauf können wir vielleicht in der Diskussion zurückgreifen.

3. These: Behinderungsdiskurse und die soziale Praxis des Umgangs mit Behinderung müssen eigenständig zugänglich gemacht, beschrieben und analysiert werden. Sie stehen zwar in Zusammenhang, aber dieser ist nicht theoretisch (a priori) ableitbar, sondern muss jeweils empirisch bestimmt werden. Aus einer bestimmten Wissensordnung kann nicht einfach eine bestimmte Praxis des gesellschaftlichen Umgangs mit Behinderung deduziert werden und umgekehrt.

Man könnte versucht sein, das legt etwa Anne Waldschmidts kulturelles Modell nahe, die kulturelle Dimension ausschließlich im Diskursbereich anzusiedeln und den Kulturwissenschaften zuordnen, während die Soziologie dann für die „soziale Praxis“ zuständig wäre. Aber auch das trifft die faktische wissenschaftliche Arbeitsteilung nicht. Wie schon gesagt, war und ist die Ebene des Wissens, der Diskurse (der „Sayings“, wie die Praxistheoretiker sagen) immer schon integraler Bestandteil der Soziologie. Und auf der anderen Seite betrifft der seit zwei Jahrzehnten zu beobachtende „performative“ bzw. praxeologische „Turn“ ebenso die Kulturwissenschaften. Kulturwissenschaftlich mindestens so interessant wie Diskurse, Sinnsysteme, Wissensordnungen in inhaltlicher Hinsicht, sind die ästhetischen und diskursiven Praktiken ihrer Erzeugung, gerade dann, wenn es um „gepflegte“, „institutionalisierte“ „generalisierte“ Semantiken geht. Dann kommt aber eben auch kulturwissenschaftlich (oder kultursoziologisch) die Ebene der körperlichen Fertigkeiten, Dispositionen und die materialen, medialen, technischen und dinglichen Ressourcen, Artefakte usw., derer sie sich bedienen, in den Blick. Wir reden dann z.B. über die kommunikativen Fertigkeiten und Inszenierungslogiken, die den Videos von Jan und Tim zugrunde liegen, ihre Formen des Körpereinsatzes, die ganze

Klaviatur der Erzeugung von Authentizität, die sie zum Einsatz bringen, den Umgang mit genre- und medienspezifischen Formaten und Formprinzipien. All dies ist ebenso kulturwissenschaftlich belangvoll.

These 3:

Behinderungsdiskurse und die soziale Praxis des Umgangs mit Behinderung müssen eigenständig zugänglich gemacht, beschrieben und analysiert werden. Sie stehen zwar in Zusammenhang, aber dieser ist nicht theoretisch (a priori) ableitbar, sondern muss jeweils empirisch bestimmt werden.

Aus einer bestimmten Wissensordnung kann nicht einfach eine bestimmte Praxis des gesellschaftlichen Umgangs mit Behinderung deduziert werden und umgekehrt.

Daraus ergibt sich: jede Form des Kulturalismus oder Soziologismus ist zu vermeiden.

Praxis		Diskurs
„Doings“, non-deklarative Ebene: was in (bestimmten Bereichen) der Gesellschaft auf welche Weise (wie) getan wird; beobachtbare und wahrnehmbare zeitlich und örtlich lokalisierte, faktische Verhaltensweisen, Kommunikationen, Handlungen		„Sayings“, deklarative Ebene: was über (bestimmte Bereiche) der Gesellschaft gesagt wird (Inhaltsebene); Propositionen- und Propositionensysteme (Wissen und Wissensordnungen, Deutungsmuster, Interpretationen); Konstruktionen von Behinderung
faktischer Umgang von Betroffenen und Nicht-Betroffenen mit Behinderung, „soziale Reaktionen“ auf behinderte Menschen und Behinderungen; Inszenierungspraktiken; Interaktionsrituale		Alltagsdeutungen, Mythen, Narrative, Ideologien, Etikettierungslogiken, Definitionen, Konstruktionen, ästhetische Verarbeitungen in Bezug auf Behinderung
Beispiel „Gewitter im Kopf“: Inszenierungspraktiken, kommunikative Performativität im You-Tube-Video, Spontanität und Planung		Beispiel „Gewitter im Kopf“: Sinn-, Deutungsmuster „Behinderung“ bzw. „Tourette“ („Besessenheit“, „Automatismus“, „Gisela“, „Komik“)

Aus der Komplementarität von Praxis und Diskurs, von „Doings“ und „Sayings“ folgt auch ein wichtiges methodologisches Prinzip: Doings sind nicht auf Sayings reduzierbar und umgekehrt. Weder lässt sich das Verhältnis als ein simples Basis-Überbau-Geschichte handhaben nach dem Schema „Das Sein/die Praxis bestimmt das Bewusstsein“. Noch trifft die Variante eines kulturalistischen Idealismus zu. Wir wissen a priori nicht, ob Diskurse über Behinderung nur eine bestimmte gesellschaftliche Praxis des Umgangs mit Behinderung widerspiegeln, oder ob eine bestimmte Praxis so ist, weil dahinter bestimmte Diskurse stehen. Die Zusammenhänge sind nicht a priori, sondern nur empirisch im konkreten Fall bestimmbar. Diskurse können eine gesellschaftliche Praxis abbilden, legitimieren, bestimmen, verkennen, verstellen, beschönigen, idealisieren, strukturieren, totalisieren, ideologisieren, über sie hinweg täuschen, sie verändern usw. usw. – das ist eine empirische und keine theoretische Frage. Diskursanalyse und Praxisanalyse müssen also komplementär betrieben werden, wenn übergreifende, generalisierende Aussagen gemacht werden sollen.

4. These: *Kulturwissenschaftliche/kultursoziologische Analysen benötigen Arbeitsdefinitionen von „Behinderung“.* Es geht dabei nicht darum „Menschen“ zu kategorisieren und zu

etikettieren, sondern darum den Phänomenbereich zu bestimmen, Vergleichsmöglichkeiten, Differenzen und Differenzierungen zu bestimmen.

Denn nur so bekommt man die sinnlogische Relativität und Relationalität von Behinderungsphänomenen überhaupt in den Blick. Wenn ich zeigen will, dass in verschiedenen kulturellen Kontexten „Zwilling sein“ oder „Unfruchtbarkeit“ „wie eine Behinderung gedeutet“ wird (was definitiv der Fall ist), benötige ich eine idealtypische Bestimmung dessen, was ich jeweils unter „Deutung wie eine Behinderung“ verstehe.

These 4:

Kulturwissenschaftliche/kultursoziologische Analysen benötigen Arbeitsdefinitionen von „Behinderung“ - gerade *um* vergleichend und kontrastierend die Relativität und Relationalität von Behinderung(erfahrungen) heraus zu arbeiten.

Beispiel:

Von „Behinderung“ soll dann gesprochen werden, wenn sich Akteure auf nicht terminierbare, negativ bewertete Abweichungen von generalisierten Verhaltensanforderungen beziehen, die sich aus der Interaktion von körpergebundenen Relikten eines Schädigungsprozesses mit sozialen und außersozialen Lebensbedingungen ergeben (Kastl 2017).

„Behinderung“ umfasst idealtypisch die Merkmale:	im Unterschied zu....
<ul style="list-style-type: none"> ▪ Abweichung ▪ von generalisierten Verhaltensanforderungen ▪ Nicht-Terminierbarkeit ▪ negative Bewertung ▪ Körpergebundenheit ▪ Reliktcharakter eines Schädigungsprozesses ▪ Interaktion mit sozialen und außersozialen Lebensbedingungen. 	kognitiv oder/und normativ <i>Erwartetem</i> spezifischen Anforderungen, z.B. Musikalität, handwerkliches Geschick zeitlich im Prinzip begrenzbarer Abweichung (Drogen, Krankheit u.a.) positive Abweichung, z.B. „Hochbegabung“, bes. „Schönheit“ nicht inkorporierte, von außen bewirkte Abweichung aktuell wirksamer, akut therapiebedürftiger Schädigungsprozess praktisch nicht wirksame Abweichung

Ein Beispiel wäre mein Versuch einer ontologisch neutralen Arbeitsdefinition von „Behinderung“ als „nicht terminierbarer, negativ bewerteter Abweichung von generalisierten Wahrnehmungs- und Verhaltensanforderungen, die sich aus der Interaktion von körpergebundenen Relikten eines Schädigungsprozesses mit sozialen und außersozialen Lebensbedingungen ergibt.“ Mit dieser Definition kann man zeigen, dass etwas, was im einen Bezugssystem als Behinderung betrachtet wird (z.B. ein schizophreses Residuum oder eine sogenannte geistige Behinderung) in einem anderen als etwas anderes betrachtet wird: z.B. als besondere Befähigung SchamanIn zu werden, als „Erbkrankheit“, als bloß bereichsspezifische und deshalb tolerable Abweichung („kann nicht lesen“) oder als etwas, was „geheilt“ werden

muss. In allen diesen Fällen fallen eine oder mehrere Merkmale der idealtypischen Definition aus oder/und andere Merkmale werden akzentuiert bzw. hinzugefügt.

Zu These 5. „*Doing Dis-/Ability*“ (=performatives, praxeologisches Behinderungsverständnis), der „performative Turn“, beinhaltet, dass es „Abilities“ und „Disabilities“ wirklich geben kann.

These 5:

„*Doing Dis-/Ability*“ (=performatives, praxeologisches Behinderungsverständnis), der „performative Turn“, beinhaltet, dass es „Abilities“ und „Disabilities“ wirklich geben kann.

Es ist sinnlos zu sagen, Behinderungen seien a priori „nicht ontologisch“.

Gerade eine kritische Kulturtheorie der Behinderung muss im Prinzip Aussagen über wirkliche oder nur „konstruierte“ Behinderungen machen können und sich mit Kriterien dafür auseinandersetzen.



Im Gegensatz zu naiven Lesarten der „Konstruiertheit“ von Abilities und Disabilities muss festgehalten werden: Relationalität bedeutet nicht, dass Dis-/Abilities einfach nur davon abhängig sind, wie wir sie (re)konstruieren. Dieses unschuldige kleine Instrumentchen hier, eine Piccoloflöte, definiert völlig relational, ohne diskriminierende Absicht, knallharte Inklusions- und Exklusionsbedingungen für alle, die sich seiner im Rahmen kultureller Praktiken bedienen wollen. Wenn sie nur eine Hand haben oder eine Lippenspalte, sind sie raus. Der performative, Turn beinhaltet die Einsicht in die grundsätzliche Körpergebundenheit und damit den Fertigkeitencharakter menschlicher Erfahrung und Praxis. Dies beinhaltet auch und gerade die Fertigkeiten des Wissens, einschließlich etwa der Fähigkeit zu sprechen, Sätze zu formulieren und zu verstehen. Alle sozialen und kulturellen Praxen beinhalten auf der Ebene der Performanz einen spezifischen Anforderungs- und Fähigkeitsindex (d.h. eine spezifische Konstellation körpergebundener Fertigkeiten). Dies gilt unabhängig von deren diskursiver Re-Konstruktion und von der empirischen (nicht nur behinderungsbedingten) Varianz faktischer Befähigungen. Fußballspielen, Straßenbahnfahren, Zahnarztbesuch, Youtubeclips über Tourette produzieren, Theater spielen, den Behinderungsbegriff kritisieren. Diese sind zwar immer sozial und

historisch strukturiert, aber zugleich in jeder Hinsicht auf nicht-soziale, nicht-menschengemachte kontingente Strukturen rückgebunden. Nicht Menschen, nicht Gesellschaft, nicht Kultur haben z.B. die spezifischen Struktur(ierung)svorgaben für Menschen, Gesellschaft, Kultur hergestellt oder konstruiert, die z.B. beinhalten, dass wir uns zu Sichtbarem, Hörbarem, Greifbarem verhalten, Laute artikulieren oder Gebärden artikulieren können, über propriozeptive und taktile Qualitäten verfügen, über etwas verfügen, was wir „Angst“ nennen oder ständig dieses seltsame „Gefühl“ haben, das wir „Denken“ nennen oder Sachen zählen können.

Schädigungen und Beeinträchtigungen sind deshalb weder sozial noch ontologisch neutral. wiewohl Spielräume und Deutungsmöglichkeiten natürlich variieren. In welchem Ausmaß, das muss aber im konkreten Fall bestimmt werden. Wer andere mit einem Hörspiel erreichen will, das den Optozentrismus der Gesellschaft an den Pranger stellt, MUSS unterstellen, dass diese Anderen *hören* können. Wer Musik mit Gebärdensprache machen will, MUSS unterstellen, dass die TeilnehmerInnen die dazu erforderlichen *motorischen* Fertigkeiten haben und die Gebärden wahrnehmen und verstehen können. Ist dies alles nicht der Fall, ist eine Inklusion in DIESE spezielle kulturelle Praxis unmöglich. Diese wie immer „relationale Ontologie“ ist unvermeidlich. Und sie sehen an den Beispielen, dass die Spielräume nicht immer so enorm sind, wie emanzipatorische Behinderungsterminologien mitunter versprechen.

Abilities und Disabilities als ausschließlich diskursive Effekt sind empirisch gesehen möglich, aber Grenzfälle (Bsp. sog. Lernbehinderung). Abilities wie Disabilities haben selbst in den „kultiviertesten“ Kontexten immer auch eine Naturseite, soll heißen eine Dimension, die nicht disponibel ist, auf die soziale Praxis und kulturelle Ordnung schon selbstverständlich zurückgreift, eine nicht konstruierte, nicht hergestellte und zugleich kontingente „Generalität des Körpers“, wie Merleau-Ponty das ausdrückt. Körper ist eigentliches Medium sozialer Praxis wie der Erfahrung von Welt, er strukturiert sie so vor, dass Gesellschaft daran anknüpfen kann und zugleich trägt er die Gesellschaft auf jeder soziokulturellen Ebene von neuem in seiner Natur, in jedem subtilen Moment... Man könnte ebenso gut sagen, die Kultur, die Gesellschaft ist immer auch natürlich konstruiert und strukturiert wie umgekehrt das, was uns als Natur erscheint, immer nur aus dem Standpunkt einer bestimmten historisch-sozial-kulturellen Praxissituation heraus zutage tritt. Und es ist oft genug diese Kontingenz der Naturseite, die in

ästhetischen und kulturellen Artikulationen von Behinderung in den Blick kommt: als Angst, als Horror, als Fatalismus, als Faszination, als – je nachdem – beunruhigende oder tröstliche oder komische – Wahrnehmung der natürlichen, sozialen und kulturellen Kontingenzen von Körperlichkeit, des Verlusts, oder des Gewinns neuer, anderer Erfahrungsmöglichkeiten - mit und ohne Behinderung, wie man so schön sagt.

„Wenn wir zur Frage der Identität Stellung beziehen müssen, so muss dies sein, insofern wir einmalige Wesen sind. Doch die Beziehungen, die wir zu uns selbst unterhalten müssen, sind keine Identitätsbeziehungen; sie müssen eher Beziehungen der Differenzierung, der Schöpfung und der Innovation sein. Es ist sehr langweilig, immer derselbe zu sein. Wir dürfen die Identität nicht ausschließen, sofern die Leute auf dem Umweg über ihre Identität ihre Lust finden, aber wir dürfen diese Identität nicht als ein universales ethisches Richtmaß betrachten“ (Foucault 2005: 306)

Zum letzten Gliederungspunkt meines Beitrags „Disability Studies zwischen Identitätspolitik und Werturteilsfreiheit“ nur noch soviel. Zu diskutieren wäre allein über das Verständnis von Disability Studies als wissenschaftlichem Arm der politischen Behindertenbewegung. Was beinhaltet genau die Formel „Nichts über uns ohne uns“? Einzubeziehen wären hier analoge Forderungen und Erfahrungen in Gender-, Queer-, Post (bzw. anti)colonial- oder African-Studies. Diese werden neuerdings gerade auch in linken Diskussionszusammenhängen unter dem Stichwort „Identitätspolitik“ erneut kritisch aufgegriffen (Richardt 2018, Susemichel/Kastner 2018). Identitätspolitik ist notgedrungen in sich paradoxal verfasst. Dies ist denen, die sich gezwungen sehen, sie zu betreiben, immer auch von gesellschaftlichen Verhältnissen der Diskriminierung und Unterdrückung aufgezwungen. Insgesamt möchte ich aber argumentieren: es ist gerade im Interesse der „Wertsetzungen“ der Identitätspolitik, dass es *auch* eine nicht-identitätspolitisch verfasste, sondern dem klassischen Weberschen Prinzip der Werturteilsfreiheit verpflichtete Wissenschaft gibt (ob die von „Betroffenen“ oder „Nicht-Betroffenen“ betrieben wird, ist nicht erheblich). Ich möchte abschließend Michel Foucault zitieren, der im Hinblick auf die Schwulenbewegung etwas gesagt hat, was auch für die ja alles andere als in sich homogenen Behindertenbewegungen reformulierbar wäre: „Wenn wir zur Frage der Identität Stellung beziehen müssen, so muss dies sein, insofern wir einmalige Wesen sind. Doch die Beziehungen, die wir zu uns selbst unterhalten müssen, sind keine Identitätsbeziehungen; sie müssen eher Beziehungen der Differenzierung, der Schöpfung und

der Innovation sein. Es ist sehr langweilig, immer derselbe zu sein.“ (Foucault 2005: 306) Was Foucault da im Auge hat, sind nicht zuletzt performative, kulturelle Praktiken und Praxen und damit Diskurse in statu nascendi. Für solche Beziehungen muss sich eine offene kulturwissenschaftliche Perspektive unabhängig von ihrem politischen Verständnis so oder so interessieren.

Literatur:

Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. [2006] Hamburg 2014⁵

Butler, Judith: Körper von Gewicht. Frankfurt a.M. 1997

Foucault, Michel: Analytik der Macht. Frankfurt a. M. 2005

Merleau-Ponty, Maurice: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1966

Merleau-Ponty, Maurice: Die Natur. Aufzeichnungen von Vorlesungen am Collège de France 1956-1960. München 2000

Merleau-Ponty, Maurice: Zeichen. Hamburg 2007

Merleau-Ponty, Maurice: Le monde sensible et le monde de l'expression. Cours au Collège de France. Notes, 1953. Genève 2011

Merleau-Ponty, Maurice: L' institution, la passivité. Notes de cours au Collège de France (1954-1955). Paris 2015²

Reckwitz, Andreas: Die Transformation der Kulturwissenschaften. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. [2006] Weilerswist 2012³

Waldschmidt, Anne: Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung. In: Psychologie und Gesellschaftskritik 29/1 01/2005: 9-31

Waldschmidt, Anne: Brauchen die Disability Studies ein „kulturelles Modell“ von Behinderung? In: G. Hermes, E. Rohrman (Hg.): Nicht über uns – ohne uns. Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung. Neu-Ulm 2006.

Waldschmidt, Anne: Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma. Soziologie der Behinderung im Anschluss an Goffman, Foucault und Bourdieu. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 36 (2011): 89-1006

Waldschmidt, Anne: Disability Goes Cultural. The Cultural Model of Disability as an Analytical Tool. In dies., Beressem, Hanjo; Ingwersen, Moritz (Hg.): Culture –Theory – Disability. Encounters between Disability Studies and Cultural Studies. Bielefeld 2017: 19-27

Wirth, Uwe (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt 2002

Arbeitsformulierungen/Anmerkungen/Bruchstücke

1.

Das Phänomen Behinderung ist – egal in welcher Disziplin – nur im Zusammenspiel einer medizinisch-biologischen, sozialer und kulturellen Dimension fassbar und jede Disziplin erzeugt immer auch eine Sichtweise auf deren Verflechtungsverhältnisse. Jeder Reduktionismus verfehlt den Gegenstand. Für Behinderung gilt wie für *alle* Phänomene menschlicher Erfahrung: sie beinhalten letztlich immer eine gegen- und wechselseitige Artikulation von „Natur“, (sozialer) „Praxis“ und (kulturellem) „Diskurs“, schon deshalb weil *unser/unsere* Körper die operative Grundlage jeder für uns erfahrbaren Artikulation schlechthin ist/sind. (Unter „Artikulation“ verstehe ich einfach, dass etwas zur Differenzierung, wörtlich „Gliederung“ von etwas anderem führt und sich daraus Struktur(ierung)en, Bedeutungen ergeben.) Es ist letztlich genauso willkürlich, zu behaupten, die Kultur konstruiere die Natur wie das Umgekehrte, die Natur konstruiere die Kultur. Allein schon wegen der chronischen Unschärfe der Wörter: „Natur“, „Kultur“, „konstruieren“.

2.

Letztlich wird der bedeutungstheoretische Kulturbegriff desto schwammiger, je mehr man die Aufmerksamkeit auf die Prozessualität der Genese solcher Wissensordnungen legt. Wo beginnt da die Ebene der Bedeutung, des Wissens, der Kultur? Manchmal beginnt eine Instituierung mit einer Intuition, einem Experiment, einem unbestimmten Gefühl (kleinen Haß, Ekel, Staunen, Stutzen), einer noch deutungsoffenen Erfahrung, mit einer flüchtigen Kommunikation... ganz bestimmt ist das so, vor allem wenn man sich mit der Genese gerade ästhetischer und künstlerischer Innovationen befasst.

3.

Grob: gesellschaftliche Praxis als das, was Menschen kommunizierend und interagierend „tun“, wie sie „sich verhalten“, welches faktische Können sie als Funktion ihrer Dispositionen mobilisieren, ohne damit in erster Linie etwas auszusagen, zu deklarieren. Diskurs ist das, was

sie darüber – mal mehr, mal weniger koordiniert - aussagen, interpretieren, also der Bereich des Wissens und der diskursiven Aushandlung dieses Wissens.

4.

Aus Analysen kultureller Artefakte (Filme, Texte, Dokumentationen) kann ich nicht in einfacher Weise auf eine gesellschaftliche Praxis schließen. Die allfällige Inklusionsrhetorik bildet nicht automatisch ab, was in Schulen, Kindergärten, in Wohneinrichtungen oder gar der Arbeitswelt geschieht. Aus beobachtbarem Verhalten gegenüber behinderten Menschen kann nicht zwingend auf die Wirkung bestimmter Diskursmuster geschlossen werden. Eine Analyse der Clips von Jan und Tim könnte zu Befunden über die Inszenierungs- und Konstruktionslogiken, den dabei verwendeten Sinnstrukturen, Dispositiven, Wissensordnungen die Behinderung „Tourettesyndrom“ betreffend führen. Ob diese auch für ihre persönliche Alltagspraxis maßgeblich sind oder gar in einer weiter gefassten gesellschaftlichen Alltagspraxis bzw. Kontext wirksam sind, kann man letztlich nur durch Beobachtung oder Erschließung dieser (Alltags-) Praxis heraus kriegen. In diesem Zusammenhang wäre sicher auch einmal eine methodische bzw. methodologische Auseinandersetzung mit der Diskurstheorie Foucaults fällig bzw. mit gelegentlich gerade im Bereich der Analyse „Behinderung“ allzu naiven Anwendungen der Diskurstheorie. Gerade die an den späten Foucault anschließende Subjektivierungsanalyse, wie sie etwa Sasa Bosancic ausarbeitet, erfordert streng genommen immer ein doppelgleisiges Vorgehen: die diskursanalytische Bearbeitung nachweislich institutionalisierter Dispositive und Wissensordnungen auf der einen und die Herausarbeitung der Deutungs- und handlungspraktischen Aneignungsformen durch konkrete Subjekte (in konkreten Praxen) auf der anderen.